

Michael Meuser

## Männliche Sozialisation und Gewalt<sup>1</sup>

An den Anfang meines Vortrages möchte ich ein Zitat des vor einigen Jahren verstorbenen Freiburger Soziologen Heinrich Popitz stellen. In seinem Buch über die „Phänomene der Macht“ schreibt er über das Verhältnis des Menschen zur Gewalt:

„Der Mensch muss nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muss nie, kann aber immer töten – einzeln oder kollektiv – gemeinsam oder arbeitsteilig – in allen Situationen, kämpfend oder Feste feiernd – in verschiedenen Gemütszuständen, im Zorn, ohne Zorn, mit Lust, ohne Lust, schreiend oder schweigend (in Todesstille) – für alle Zwecke – jedermann.“ (Popitz 1992: 50)

Was Popitz hier – ebenso treffend wie erschreckend – formuliert, ist nichts anderes, als dass Gewalt ein grundlegender Bestandteil der *conditio humana* ist. Gewalt ist demzufolge nicht ein ‚Störfall der Zivilisation‘, wie das vielfach gesehen wird. Gewiss: Gewalt ist ein schwerwiegendes soziales Problem, Gewalt schafft Leiden, Gewalt schädigt die Opfer an Leib und Seele, Gewalt verursacht immense gesellschaftliche Folgekosten. Das ist alles richtig. Aber wenn wir Gewalt verstehen wollen, gerade auch in ihrer geschlechtlichen Dimension, dann müssen wir unseren Fragehorizont erweitern. Wir müssen uns einer unangenehmen Einsicht stellen, die die Philosophin Hannah Arendt in ihrer Schrift „Macht und Gewalt“ formuliert hat: Gewalt ist eine Tätigkeit, mit der soziale Ordnung hergestellt wird. Gewalt zerstört nicht nur soziale Ordnung, sie dient auch der Aufrechterhaltung von sozialer Ordnung. Gewalt ist ein Ordnungsproblem und ein Ordnungsfaktor zugleich. Das wird nirgendwo deutlicher als mit Blick auf die Geschlechterordnung, auf die Ordnung der Beziehungen von Männern und Frauen wie auch von Männern untereinander.

Der Blick auf den Zusammenhang von Gewalt und Geschlecht erzeugt allerdings erst einmal ein Fragezeichen, was die These von Popitz betrifft. Ist Gewalt tatsächlich derart ubiquitär? Popitz schreibt, „jedermann“ könne Gewalt ausüben. Dieses *jedermann* ist bei ihm nicht geschlechtlich gemeint. Es schließt die Frauen ein. Die Alltagserfahrung lehrt jedoch, dass es eher die Männer als die Frauen sind, welche gewalttätig werden. Und die Alltagserfahrung scheint nicht zu täuschen. Auch die polizeiliche Kriminalstatistik lässt keinen Zweifel: Gewalt ist eine Form sozialen Handelns, die in erheblich höherem Maße von Männern als von Frauen gewählt wird. Diese Statistik zeigt alljährlich aufs Neue eine nahezu perfekte Korrelation von Gewaltkriminalität und männlichem Geschlecht. Von denjenigen Personen, die verdächtigt werden, ein Gewaltdelikt begangen zu haben, sind zwischen 84 und 99 Prozent männlichen Geschlechts. 84 Prozent, das ist der Wert für das Delikt der Körperverletzung, 99 Prozent für Vergewaltigung und sexuelle Nötigung. Die Daten der Kriminalstatistik enthalten einen weiteren Hinweis auf die ‚Männlichkeit‘ von Gewalt, der allerdings weniger im Bewusstsein der Öffentlichkeit präsent ist: Nicht nur bei den Tätern, auch bei den Opfern von Gewaltdelikten sind die Männer überproportional vertreten. Mit Ausnahme der Delikte gegen die sexuelle Selbstbestimmung, bei denen der Anteil weiblicher Opfer über 90 Prozent liegt, sind – je nach Delikttyp – ca. zwei Drittel bis drei Viertel der Opfer der polizeilich ermittelten Gewalttaten männlichen Geschlechts.<sup>2</sup> Gewaltkriminalität findet überwiegend unter Männern statt. Diese Relation ist nicht nur hinsichtlich der

---

<sup>1</sup> Eine ausführliche Darstellung der hier vorgestellten Überlegungen findet sich in Meuser 2002; dort auch detaillierte Literaturverweise.

<sup>2</sup> Die Daten sind der Polizeilichen Kriminalstatistik für das Jahr 2003 entnommen.

amtlich erfassten Gewalttaten gegeben, sie kennzeichnet auch die (alltägliche) Gewalt, die sich unterhalb der amtlichen Registrierungsschwelle abspielt.

Dies zeigen z.B. Studien zur Gewalt an Schulen (Popp/Meier/Tillmann 2001). Die in doppelter Hinsicht männlich geprägte Spur der Gewalt zieht sich zudem durch die gesamte Geschichte der abendländischen Zivilisation. Bis hin zur Industrialisierung war die Ehre des Mannes eng an dessen Bereitschaft zur Gewaltanwendung geknüpft, und zwar gegen andere Männer (Spiereburg 1998). Und heute gehört es „zur Alltagskultur in Film und Fernsehen, dass Helden sich prügeln“ (Hagemann-White 2005: 6). Diese Helden sind mit wenigen Ausnahmen männlichen Geschlechts, und die Gewalt, die sie anwenden, hat in der Regel keinen negativen Beigeschmack. Ein Aspekt, auf den ich noch einmal zurückkommen werde.

Die Daten der Kriminalstatistik enthalten einen wichtigen Hinweis für die Analyse des Verhältnisses von Geschlecht und Gewalt. Will man die Frage, in welcher Hinsicht Gewalt ein typisch männliches Phänomen ist, angemessen beantworten, muss man männliches Gewalthandeln in zwei Dimensionen betrachten: erstens als gegen Frauen und zweitens als gegen (andere) Männer gerichtete Gewalt. In der Berichterstattung über Männergewalt ist freilich meistens recht pauschal von *der* Männergewalt die Rede; und gemeint ist damit in der Regel die gegen Frauen gerichtete Gewalt. Diese Gewalt gehört ohne jeden Zweifel zur Wirklichkeit von männlicher Gewalt. In einer aktuellen, vom Bundesfamilienministerium in Auftrag gegebenen Untersuchung berichten 37 Prozent der befragten Frauen über Erfahrungen körperlicher Gewalt (Schrötle 2005). Zur Wirklichkeit der Gewalt gehört aber nicht minder die binnengeschlechtliche Gewalt. Ich werde im folgenden sowohl auf Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Ausprägungen männlichen Gewalthandelns eingehen als auch auf Unterschiede. Dabei lasse ich mich von den folgenden Fragen leiten: Was hat die jeweilige Gewalt mit Männlichkeit zu tun? Oder anders formuliert: In welcher Hinsicht drückt sich darin etwas typisch Männliches aus? Und: Welchen Stellenwert hat die Gewalt in der Geschlechterordnung? Was ist der soziale Sinn männlicher Gewalt?

Wenn ich in dieser Weise das Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt anschau, dann heißt das nicht, dass alle Männer gewalttätig sind. Zwar ist die überwiegende Mehrzahl der Gewalttäter männlichen Geschlechts, doch macht nur eine Minderheit der Männer von Gewalt Gebrauch. Auch führt männliche Sozialisation nicht automatisch zu Gewalt. Allerdings muss man fragen, ob die männliche Sozialisation typischerweise so angelegt ist, dass Gewalt den Männern in höherem Maße als eine Option des Handelns zur Verfügung steht als den Frauen, dass sie häufiger zur Gewalt greifen, als es Frauen tun.

In der wissenschaftlichen Literatur zum Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt bzw. von männlicher Sozialisation und Gewalt dominiert eine Perspektive, die ich als „Fragilitäts-Kompensations-Annahme“ bezeichne. Die Argumentation sieht folgendermaßen aus. Ausgangspunkt ist die These einer grundlegenden „Fragilität von Männlichkeit“. Trotz der Macht, die Männlichkeit bedeute, sei sie „ungeheuer zerbrechlich“ (Kaufmann 1996: 152). Männer seien sich ihrer „Männlichkeit permanent unsicher“ (ebd.: 153), müssten sie immer unter Beweis stellen. Ein Weg, die Zweifel zu bekämpfen, sei Gewalt. Gegen Frauen gerichtete Gewalt wird sowohl als „Ausdruck der Zerbrechlichkeit von Männlichkeit“ als auch in ihrer „Bedeutung für die Aufrechterhaltung von Männlichkeit und männlicher Dominanz“ (ebd.: 155) gesehen. Sie stelle den eindeutigsten Ausdruck männlicher Macht über Frauen dar. Als Beleg für die Fragilitätsannahme führt Kaufman Aussagen von Vergewaltigern an, in denen regelmäßig von „Unterlegenheit, Machtlosigkeit, Wut“ (ebd.: 155) die Rede ist. Die Vergewaltigung erscheint so als kompensatorischer Akt, in dem diese Männer eine Bestätigung ihrer Männlichkeit suchen, welche sie anderweitig nicht finden. Obwohl die Mehrheit der Männer keine Gewalttäter seien, entspreche Gewalt gegen Frauen insofern einem allgemeinen Muster von Männlichkeit, als Männlichkeit ständig eine Bestätigung brauche, wenn auch nicht notwendigerweise in Gestalt von Gewalthandeln. Denn die „letztendliche Bestätigung der eigenen Männlichkeit (liegt) in unserer Macht über Frauen“ (ebd.: 163).

Besonders hoch ist die Gewaltaffinität bei männlichen Jugendlichen und jungen Männern im Alter zwischen 14 und 25 Jahren. Davor ist sie gering ausgeprägt, und danach nimmt sie kontinuierlich und stark ab. Die besonders hohe Gewaltaffinität junger Männer wird als Folge einer Frauenabwertung begriffen, welche wiederum ein strukturelles Merkmal männlicher Sozialisation ist (Böhnisch/Winter 1993: 201). In der Ausbildung einer männlichen Geschlechtsidentität lösen und grenzen sich die Jungen von der Mutter ab. Diese Abgrenzung von der Mutter als konkreter Bezugsperson wird gewöhnlich auf alles Weibliche schlechthin ausgedehnt. Nicht selten hat dies die Gestalt einer Abwertung von Frauen, meist in verbaler Form. Bei Männern, die ein geringes Selbstwertgefühl haben, äußert sich diese Abwertung häufig in Form von Gewalt.

Männliche Gewalt erscheint hier als kompensatorisches Handeln, als Mittel der Problembewältigung: als Reaktion auf Frustration, auf Versagensängste, auf Zurückweisung, auf Minderwertigkeitsgefühle, auf einen Mangel an Anerkennung; auch als Mittel zur Kompensation von Unsicherheiten in der Interaktion mit Mädchen. Über Gewalt wird (vermeintliche) Stärke demonstriert, Gewalt ist eine angstreduzierende Abwehrstrategie (Heiliger/Permien 1995).

Die Fragilitäts-Kompensationsannahme ist in der einschlägigen Literatur vor allem auf die gegen Frauen gerichtete Gewalt bezogen. Gewalt ist hier gleichsam ein Ersatzhandeln für andere Formen der Demonstration männlicher Macht. Auch eine Reaktion auf Erfahrungen von Ohnmacht. Ein Teil des männlichen Gewalthandelns lässt sich auf diese Weise plausibel erklären, allerdings nur ein Teil. Notwendig ist eine differenzierte Betrachtung, die auf Unterschiede zwischen verschiedenen Ausprägungen von Gewalt achtet. Die Fragilitätsthese wird m.E. einerseits überzogen und andererseits in ihrer Tragweite unterschätzt. Nicht jede, gegen eine Frau gerichtete Gewalt, nicht einmal jede Vergewaltigung kann als kompensatorische Identitätsstrategie angesehen werden, mit der ein fragiles männliches Ich nach Bestätigung sucht. Das erscheint zumindest in den Fällen fraglich, in denen Gewalt gezielt und strategisch als Mittel eingesetzt wird, um den Willen der betroffenen Frau zu brechen oder um über die Verletzung der persönlichen und vor allem der körperlichen Integrität der Frauen eines Kollektivs das gesamte Kollektiv (einschließlich der Männer) zu erniedrigen. Der erste Fall ist z.B. gegeben, wenn ein Zuhälter eine Frau schlägt und vergewaltigt, um sie zur Prostitution zu zwingen, der zweite bei Massenvergewaltigungen in kriegerischen Auseinandersetzungen. Auch da mag eine fragile männliche Geschlechtsidentität eine temporäre Bestätigung finden, doch erscheint es mir notwendig, die jeweiligen Umstände, unter denen Männer Frauen Gewalt antun, differenziert zu betrachten, gerade wenn man deren Geschlechtslogik verstehen will. Diese besteht im Fall von Massenvergewaltigungen u.a. auch darin, die Männer des feindlichen Kollektivs herabzusetzen, ihnen zu demonstrieren, dass sie nicht in der Lage sind, „ihre“ Frauen zu schützen. Damit werden auch die Männer degradiert. Die entscheidende Gemeinsamkeit verschiedener Formen von Gewalt gegen Frauen ist darin zu sehen, dass sie ein Ausdruck männlicher Hegemonie sind. Das ist ihre strukturelle Bedeutung, die unabhängig von den Intentionen und Motiven der Akteure gegeben ist und sich aus der gesellschaftlichen Verfasstheit der Geschlechterordnung ergibt.

Unterschätzt wird die Fragilitätsthese, wenn man sie auf die Gewalt gegen Frauen begrenzt. Ein großer Teil der gegen andere Männer gerichteten Gewalt hat, wie ich noch genauer erläutern werde, einen kompetitiven, wettbewerbsförmigen Charakter. Das kennzeichnet insbesondere die Gewalt, die von männlichen Jugendlichen und jungen Männern ausgeht. Diese Männer befinden sich in lebensgeschichtlichen Phasen (Pubertät und Adoleszenz), in denen Möglichkeiten einer erwachsenen Männlichkeit ausprobiert werden. Die in den Kriminalstatistiken ausgewiesenen Häufungen von Gewaltdelikten in der Altersphase zwischen 14 Jahren und Mitte 20, die zu meist gegen andere gleichaltrige Männer gerichtet sind, lassen sich zumindest teilweise plausibel erklären, wenn man annimmt, dass Gewalthandeln eine Strategie zur Bewältigung einer in dieser Phase in hohem Maße fragilen Geschlechtsidentität ist. Und eine Bestätigung der Geschlechtsidentität wird eben auch im Gewalthandeln gegen andere Männer gesucht.

Damit ist männliche Gewalt aber noch nicht erschöpfend erklärt. Das gilt vor allem für diejenige Gewalt, die den Hauptanteil männlicher Gewalt ausmacht: für die gegen andere Männer gerichtete Gewalt. Diese Männergewalt impliziert nicht nur eine Abwertung des anderen. Gewalt ist hier nicht nur ein Ersatzhandeln, Gewalt ist in dieser Dimension eine durchaus nicht immer verpönte Form der Einübung von Männlichkeit. Eine Form der Erprobung der Strukturlogik erwachsener Männlichkeit. Gewalt kann sogar ein Modus von Anerkennung und ein Mechanismus der Integration in eine Gemeinschaft sein. Das kennzeichnet insbesondere die zwischen männlichen Jugendlichen praktizierte Gewalt.

Bevor ich das näher erläutere, muss ich einen kurzen Blick auf die Vielschichtigkeit des Phänomens der Gewalt werfen. Welche Funktion der Gewalt jeweils zukommt, das hängt entscheidend davon ab, wie die konkreten Umstände des Gewalthandelns beschaffen sind. Hier lassen sich – mindestens – fünf Differenzierungen männlichen Gewalthandelns vornehmen:

- Ist das Opfer eine Frau oder ein Mann?
- Wird die Gewalt individuell oder kollektiv verübt?
- Findet die Gewalt in einem privaten oder in einem öffentlichen Rahmen (vor einem ‚Publikum‘) statt?
- Erfolgt die Gewalt in einem impulsiven Akt oder in ritualisierter Form (z.B. verabredete Fights zwischen Straßengangs)?
- Ist die Gewaltrelation einseitig oder reziprok strukturiert? Gibt es also eine klare Verteilung des Täter- und des Opferstatus oder ist jeder Akteur (potentiell) Täter und Opfer zugleich.

Der soziale Sinn der Gewalt und die Bedeutung, die sie für den Gewalttäter hat – das stellt sich je nach Konstellation durchaus unterschiedlich dar. Ein großer Teil der von Männern gegen Männer gerichteten Gewalt weist eine reziproke Struktur auf. Als Ergebnis einer Studie zur Gewalt in der Schule halten Popp, Meier und Tillmann (2001: 173) fest, dass die überwiegend männlichen „Täter und Opfer nicht unterschiedliche Personengruppen sind, sondern dass es weite Überschneidungen gibt: Etwa 50% der Täter treten auch als Opfer in Erscheinung – und umgekehrt.“ Diese Konstellation einer weitgehenden Identität von Täter und Opfer ist nicht nur in der Schule anzutreffen, sie findet sich auch bei den Kämpfen, die Gruppen von Hooligans untereinander austragen, bei Auseinandersetzungen rivalisierender Gangs, die ihr Territorium (ihren „turf“) verteidigen, bei einer Vielzahl von Schlägereien zwischen (überwiegend jungen) Männern. In der jeweiligen Gewaltinteraktion mag die eine Seite, situativ bedingt, stärker in der Position der Täter, die andere Seite in derjenigen der Opfer sein, doch diese Relation ist prinzipiell reversibel; beim nächsten Aufeinandertreffen oder auch schon im Verlaufe eines Kampfes kann sich die Verteilung der Positionen umgekehrt darstellen.

In der nach den Angaben der Polizeilichen Kriminalstatistik besonders ‚gewaltintensiven‘ Altersphase zwischen 14 Jahren und Mitte 20 ist der reziproke Typus der Männergewalt am weitesten verbreitet. Gewalt ist ein möglicher Modus der in dieser Lebensphase zu leistenden Aneignung einer erwachsenen Männlichkeit – und deswegen so verbreitet. Wie ist das zu verstehen? Der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1997) hat die These formuliert, dass sich Männlichkeit in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs ausbildet, den die Männer unter sich austragen. Das muss nicht in Gestalt von Gewalthandeln geschehen, aber Gewalt ist eine gerade in der Phase der Adoleszenz nicht unübliche Form dieser ernstesten Spiele des Wettbewerbs und zumindest in bestimmten sozialen Milieus eine sozial anerkannte Form. In der gewaltförmigen Auseinandersetzung mit anderen Männern wird die Anerkennung als Mann gesucht. So suchen beispielsweise Hooligans nach ‚würdigen‘ Gegnern; Anerkennung erfahren sie, wenn es sich bei dem Gegner „um eine in Hooligankreisen angesehene, starke Gruppe handelt“ (Matthesius 1992: 200). An deren Stelle kann auch, wenn andere Hooligangruppen nicht zur Verfügung stehen, die Polizei treten. Die Konfrontation mit der Polizei ist eine „Gelegenheit, seinen Mann zu stehen“, eine Haltung, die ja gerade in der Auseinandersetzung mit einem prinzipiell überlegenen Gegner zum Tragen kommen kann.“ (Bohnsack u.a. 1995: 221). Nicht die Abwertung des anderen steht hier im Vordergrund, sondern das Messen der Kräfte.

In reziproken Relationen ist die körperliche Unversehrtheit nicht nur des ‚Opfers‘ bedroht, sondern auch diejenige des ‚Täters‘. Alle aktiv Beteiligten – und potentiell auch die in vielen Situationen anwesenden Zuschauer – riskieren ihren Körper. Im Unterschied zur häuslichen Gewalt ist hier meistens ein Publikum anwesend. Dieses ist gerade für die Anerkennung wichtig. Der eigene Körper ist der Einsatz, den die Akteure hier in die ernstesten Spiele des Wettbewerbs einbringen. Er ist ihr Kapital. Spuren, die gewaltsame Auseinandersetzungen am Körper hinterlassen (das blaue Auge, das gebrochene Nasenbein), zeugen *im Fall reziproker Relationen* weniger von einer Niederlage als davon, dass sich der Betreffende dem Kampf ‚mannhaft‘ gestellt hat, ihm nicht ausgewichen ist. Wichtiger als das Siegen ist das Standhalten. Verletzungen können als demonstratives Zeichen der eigenen Männlichkeit bzw. der ‚männlichen Ehre‘ präsentiert werden. Diese Spiele müssen, wie gesagt, nicht gewaltförmig sein, aber die Grenze zwischen friedlich und gewalttätig ist oft sehr dünn. Wie dünn die Grenze ist, zeigt sich immer wieder bei dem sog. „Spaßprügeln“, wie männliche Schüler eine spezielle Art der Pausengestaltung selbst bezeichnen. Aus dem Spaß wird nicht selten blutiger Ernst.

Die sozialisatorische Bedeutung, die der reziproken Gewalt zwischen Männern zukommt, lässt sich recht gut erfassen, wenn man nicht nur auf solche Formen des Gewalthandelns schaut, die als abweichendes, wenn nicht gar kriminelles Handeln gelten (wie z.B. bei den Fights der Hooligans), sondern wenn man den Blick auf gesellschaftlich anerkannte Formen des Gewalthandelns richtet. Nehmen Sie z.B. das Ritual des Mensurschlagens in schlagenden studentischen Verbindungen. Zumindest in früheren Epochen war dies ein nicht nur anerkanntes, sondern im bürgerlichen Milieu sogar ein geschätztes Ritual der Mann-Werdung, eine Form männlicher Initiation. Gewaltförmig ausgetragene Spiele des Wettbewerbs finden oder fanden nicht nur in abweichenden Subkulturen statt, sie gehören bzw. gehörten durchaus zum legitimen Repertoire der Inszenierung von Männlichkeit in bestimmten ‚respektablen‘ sozialen Milieus. Auch hier gilt es standzuhalten, sich dem Wettbewerb zu stellen. Auch hier ist der Körper der Spieleinsatz. Und was an diesem Beispiel besonders gut zu sehen ist: Der wechselseitig unternommene Versuch, den anderen zu verletzen, stiftet Gemeinschaft. Er trennt die Männer nicht, er verbindet sie miteinander.

Der Wettbewerb erzeugt nicht nur Rivalitäten, der Wettbewerb ist auch ein Modus männlicher Vergemeinschaftung. Das gilt für gewaltsame Auseinandersetzungen, sofern sie reziprok strukturiert sind, nicht minder als für sonstige Formen des Wettbewerbs. Gewalt hat in diesem Sinne nicht nur destruktive Potentiale, sondern ist insofern eine Form sozialer Ordnung, als sie, in ein- und derselben Bewegung, auch ein Modus der Vergemeinschaftung ist. Sofern sie gegen andere gerichtet ist, stärkt sie zunächst einmal die interne Kohäsion der Männergemeinschaft. Der Kampf mit einer anderen Gruppe oder mit der Polizei schweißt die Hooliangruppe zusammen. Die vergemeinschaftende Funktion kann allerdings auch gewissermaßen ‚grenzüberschreitend‘ wirksam sein. Nicht selten bringt Gewalt diejenigen einander nahe, die zunächst gegeneinander gekämpft haben, nicht selten entstehen aus Schlägereien Freundschaftsbeziehungen. Im Genre des Western finden sich unzählige Beispiele hierfür. Dieses Zueinanderfinden über Körperverletzungen, das bei legalen Ritualen männlichen Gewalthandelns wie etwa dem des Mensurschlagens unübersehbar ist, ist möglich, weil die Kombattanten sich wechselseitig als Männer, mithin als Gleiche anerkennen.

Was in diesen reziproken, legalen wie illegalen, Gewaltauseinandersetzungen geschieht, ist eine Einübung in die Strukturen der ernstesten Spiele des Wettbewerbs. Es sind Strukturübungen. Das heißt nicht, dass Gewalt fortan die gängige Form ist, in der der Wettbewerb zwischen Männern ausgetragen wird. Die alten Herren in den studentischen Verbindungen schlagen keine Mensuren mehr, die Hooligans beteiligen sich in der Regel nicht mehr aktiv an den Schlägereien, wenn sie in die Phase der Familiengründung eintreten. Auch die Statistik spricht hier eine klare Sprache. Ab Mitte 20 geht die Gewaltaktivität von Männern deutlich zurück. Dass dem Gewalthandeln die Eigenschaft einer besonderen Lebensphase zukommt, sehen die Akteure in der Retrospektive selbst. Eine Hooliangruppe, deren „Phase der Randal“ der Vergangenheit angehört, bezeichnet sich selbst als „Stinos“, als „Stinknormale“; sie rechnet ihr vormaliges Gewalthan-

deln einer abgeschlossenen Entwicklungsphase zu, die freilich in positiver Erinnerung bleibt (Bohnsack u.a. 1995: 73). Und letzteres ist wichtig. Noch in der retrospektiven Sicht des erwachsenen Mannes auf seine Jugendschlägereien wird die darin erfolgreich bewerkstelligte Bewährung als Mann positiv akzentuiert, und nicht selten zeigen ältere Männer Verständnis für die Schlägereien unter männlichen Jugendlichen. Das Gewalthandeln ist *eine* Form, die Wettbewerbsstrukturen erwachsener Männlichkeit einzuüben. Es ist gleichermaßen ein Ordnungsproblem, weil gesellschaftlich nicht gewünscht, und eine Einübung in eine bestimmte soziale Ordnungsstruktur und deshalb mit Verständnis betrachtet.

Carol Hagemann-White (2005: 6) weist darauf hin, dass wir „Gewalt gegen Männer und Gewalt gegen Frauen mit zweierlei Maß“ messen. „Eine leichte Ohrfeige, eine blutige Nase, ein blaues Auge gelten bei Frauen als Grund für Intervention und Schutz“. Zumindest werden sie *mittlerweile* in dieser Weise gesehen und nicht mehr bagatellisiert wie noch vor wenigen Jahrzehnten üblich. Geschieht dies (Ohrfeige, blutige Nase, blaues Auge) hingegen unter Männern, so Hagemann-White weiter, dann „muss sich darum keiner kümmern und Polizei und Justiz haben, wenn der Angriff nicht gerade hinterhältig war, dort nichts zu suchen.“ Diese unterschiedliche Wertung und Behandlung von Männergewalt, je nachdem ob sie gegen eine Frau oder einen Mann gerichtet ist, lässt sich nur verstehen, wenn man die gegen Männer gerichtete Gewalt vor dem Hintergrund der These betrachtet, dass sich Männlichkeit in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs ausbildet, die Männer unter sich austragen. Solange dies die Basis von Männlichkeit in unserer Kultur ist, solange wird reziproke Gewalt unter Männern wenn auch nicht unbedingt gutgeheißen, so doch mit einer Mischung aus Ablehnung und Anerkennung betrachtet werden. Weil die Gewalt sich in die Strukturen der Ausbildung von Männlichkeit einfügt.

Auf unterschiedliche Weise spiegelt sowohl die gegen Frauen als auch die gegen Männer gerichtete männliche Gewalt die Strukturen der Geschlechterordnung. Männer gewinnen ihren Platz in der Gesellschaft mittels einer doppelten Abgrenzung: gegenüber Frauen und gegenüber anderen Männern. Der australische Soziologe Bob Connell (1987) hat hierfür den Begriff der hegemonialen Männlichkeit geprägt. Damit ist eine doppelte Dominanzstruktur bezeichnet. Die Abgrenzungen sind nicht neutrale Unterscheidungen, sie sind mit Verhältnissen von Über- und Unterordnung verbunden. Männlichkeit ist durch ein Dominanzbestreben gegenüber Frauen *und* gegenüber anderen Männern bestimmt. Die männliche Sozialisation ist an diesem Leitbild der hegemonialen Männlichkeit orientiert. Joachim Kersten (1997: 106) bemerkt hierzu: „Die Bewerkstelligung von männlichem Geschlecht als Teilhabe an hegemonialer Männlichkeit vollzieht sich als Betonung des Unterschieds zum anderen Geschlecht und bezieht aus der Auseinandersetzung mit anderen Männern ihren eigentlichen Sinn.“ Beides kann in Form von Gewalt geschehen, muss es aber nicht.

Die Gewalt gegen Frauen ist ohne Zweifel eine Form der männlichen Herrschaft, sie ist Ausdruck der gesellschaftlichen Dominanz der Männer über die Frauen. Insofern ist männliche Gewalt eine Form sozialer Ordnung; die Ordnung, um die es hier geht, ist die Geschlechterordnung. Ob Gewalt gar der Urgrund männlicher Herrschaft ist, wie es in einigen feministischen Patriarchatstheorien behauptet wird, oder ob sie die ultima ratio männlicher Herrschaft ist, die nur dann zur Anwendung gelangt, wenn andere Herrschaftsmittel versagen, diese Frage müssen wir hier nicht entscheiden. So oder so ist der Bezug zur Geschlechterordnung unübersehbar. Männergewalt gegen Frauen verstößt zwar gegen die Rechtsordnung, sie entspricht aber der tradierten Geschlechterordnung, die auf männlicher Dominanz basiert. Darin sehe ich den Grund, weshalb Männergewalt gegen Frauen bis in die jüngste Vergangenheit hinein bagatellisiert worden ist. Und wenn sie heute nicht mehr oder in geringerem Maße bagatellisiert wird, dann geschieht dies, weil die männliche Herrschaft in unserer Gesellschaft nicht mehr fraglos gegeben ist.

Die Geschlechterordnung umfasst aber nicht nur das Verhältnis der Männer zu den Frauen. Auch das Verhältnis der Männer zueinander ist Teil der Geschlechterordnung. In der Regulierung der Beziehungen von Männern untereinander hat Gewalt schon immer ihren Stellenwert

gehabt. Das zeigen Studien zur Männergeschichte sehr deutlich. Die Wirtshausschlägerei ist kein Topos der Folklore (oder nicht nur), sie fand in früheren Epochen mit großer Regelmäßigkeit statt. Auch in der binnengeschlechtlichen Dimension spiegelt die Gewalt die Struktur der Geschlechterordnung, auch hier ist sie eine dieser Ordnung kompatible Form der Regulierung sozialer Beziehungen. Nicht zuletzt darin liegt ihre hartnäckige Persistenz begründet. Anders als die männliche Herrschaft ist die Wettbewerbsstruktur der Beziehungen der Männer untereinander noch kaum in Frage gestellt.

Zu Beginn hatte ich Heinrich Popitz zitiert, der die Ubiquität von Gewalt betont. Ich hatte daran die Frage geknüpft, wie die These zu verstehen sei, jedermann könne jederzeit gewalttätig werden. Gilt dies für Frauen gleichermaßen wie für Männer? Bezogen auf Männer kann man sagen, Gewalt ist gewissermaßen eine Jedermanns-Ressource. Weil sie der Logik der von Männern dominierten Geschlechterordnung entspricht, weil sie sich in die Strukturen der männlichen Herrschaft einfügt. Ist sie auch eine „Jedefrau-Ressource“?

Männliches Gewalthandeln steht zwar im Widerspruch zur Rechtsordnung und zieht insofern die Aufmerksamkeit der Instanzen sozialer Kontrolle auf sich, es bewegt sich aber innerhalb der Geschlechterordnung und wird deshalb nicht selten von Geschlechtsgenossen – stillschweigend, in bestimmten Kontexten aber auch explizit – toleriert. Das trifft auf Gewalt gegen Frauen gleichermaßen zu wie auf Gewalt gegen andere Männer. Weibliches Gewalthandeln verstößt hingegen gegen beide Ordnungen. Es steht im Widerspruch zur Rechtsordnung, und es entspricht nicht dem Weiblichkeitsideal unserer Kultur und steht somit außerhalb der Geschlechterordnung. Insofern lässt sich *mit Bezug auf die Geschlechterordnung* sagen, dass Gewalt eine ‚legitime‘ „Jedermanns-Ressource“, aber eine ‚illegitime‘ „Jedefrau-Ressource“ ist. Zwar keine legale, aber eine legitime Jedermanns-Ressource, jedoch eine illegale und illegitime Jedefrau-Ressource. Die Geschlechtslogik von Gewalt hat zur Folge, dass das Potential der Gewalt vorwiegend von Männern realisiert wird. Dies erklärt das in den Kriminalstatistiken dokumentierte geringere Ausmaß an weiblicher Gewalt, aber auch die verbreitete Überzeugung, Frauen seien prinzipiell weniger als Männer zu Gewalt fähig. Man muss also nicht auf die Annahme einer natürlichen Friedfertigkeit der Frau und einer natürlichen Nähe des Mannes zur Gewalt zurückgreifen, um die quantitativen Unterschiede zwischen Männergewalt und Frauengewalt zu erklären.

## Literatur

Arendt, Hannah (1970): Macht und Gewalt. München.

Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim/München.

Bohnsack, Ralf u.a. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft, in: Dölling, I./Krais, B. (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M.: 153-217.

Connell, R.W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge 1987.

Hagemann-White, Carol (2005): Brückenschläge zwischen den Geschlechtern und den Generationen in einer gespaltenen Gewaltdiskussion. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 23, Heft 1+2, S. 3-8.

Heiliger, Anita/Permien, Hanna (1995): Männliche Gewalt und Prävention. In: Diskurs 5. Heft 1: 33-41.

Kaufman, Michael (1996): Die Konstruktion von Männlichkeit und die Triade männlicher Gewalt. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin/Hamburg: 138-171.

Kersten, Joachim (1997): Risiken und Nebenwirkungen: Gewaltorientierung und die Bewerksstellung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ bei Jugendlichen der *underclass*. In: Krassmann, S./Scheerer, S. (Hg.): Die Gewalt in der Kriminologie. Kriminologisches Journal. 6. Beiheft: 103-114.

Matthesius, Beate (1992): Anti-Sozial-Front. Vom Fußballfan zum Hooligan. Opladen.

Meuser, Michael (2002): „Doing Masculinity“ – Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns, in: Dackweiler, R.-M./Schäfer, R. (Hg.): Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt a.M., S. 53-78.

Popitz, Heinrich (<sup>2</sup>1992): Phänomene der Macht. Tübingen.

Popp, Ulrike/Meier, Ulrich/Tillmann, Klaus-Jürgen (2001): Es gibt auch Täterinnen: Zu einem bisher vernachlässigten Aspekt der schulischen Gewaltdiskussion. In: ZSE 21, S. 170-191.

Schrötte, Monika (2005): Gewalt gegen Frauen in Deutschland – Ergebnisse der ersten bundesdeutschen Repräsentativbefragung. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 23, Heft 1+2, S. 9-24.

Spierenburg, Pieter (1998): Masculinity, Violence, and Honor: An Introduction. In: Ders. (Hg.): Men and Violence. Gender, Honor, and Rituals in Modern Europe and America. Ohio, S. 1-29.